

Kirche unter Sparzwang

|| Ende von Visionen? Anstoß zu Visionen?

1 Den Mut verlieren? – Solidarität mit dem Anliegen

Als mich in der sonntäglichen Frühe des 18. Januar 2004 die Nachricht erteilte, dass im Erzbistum Bamberg ab sofort die Ausbildung und Neueinstellung von Pastoralassistenten und Pastoralassistentinnen aus Spargründen gestoppt seien, war ich zuerst wie gelähmt und verstört. Es kamen mir all jene Frauen und Männer in den Sinn, denen ich im Verlaufe der letzten Jahre hier in Bamberg und in Weisendorf begegnen durfte und die nun von diesem jähen Blitz aus der Klausurtagung der Bistumsleitung getroffen worden sind. Was macht das nun mit den unmittelbar Betroffenen? Und wissen die diözesanen Entscheidungsinstanzen, welche großartigen Leute sie für den pastoralen Dienst gewonnen haben, die bereit sind, ihre Phantasie und ihre Energie in den Dienst für die Zukunftskraft der christlichen Dimension von Kirche zu stellen?

Dann erwachte in mir auch der Zorn. Ich weiß, er ist ein schlechter Ratgeber. Aber Energiespender fürs Kämpfen ist er doch. Und ich fragte mich: Was ist zu tun? Was heißt nun konkret, mit den Betroffenen solidarisch sein? Aber was heißt nun Solidarität mit Anliegen, die bei einem solchen Vorgang verletzt worden sind oder m. E. zerstört erscheinen? Ich erlebte mich hilflos. Was soll ein Protest über Nachrichtenagenturen, der doch schnell verhallt. Und ist es nicht äußerst heikel, wenn im schweizerischen Alpenvorland plötzlich Stellung bezogen wird zu Vorgängen am Rande der fränkischen Schweiz? Ist es da nicht viel nachhaltiger, wenn kompetente Solidaritätsgruppen wie z. B. die Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen und -theologinnen sich für das Anliegen einsetzen und den öffentlichen Diskurs mittragen – im Verein mit den Gremien und Gruppierungen vor Ort?

Mitten in diese Überlegungen kam die Anfrage, ob ich zu diesem Vortrag bereit wäre. Es gab keinen Zweifel mehr. Die Frage war nur, wie damit verantwortlich umzugehen sei. Kann man Verantwortung übernehmen, wenn man keine konkret heilende Antwort weiß?

Aber es geht uns und mir um Anliegen, sagen wir um Optionen und Motive, die etwas Entscheidendes beachten und gegebenenfalls retten wollen. Anliegen sind nicht einfach nur Interessen und vordergründige Absichten. Mit Anliegen ist etwas gemeint, das einem mit anderen zu-

sammen am Herzen liegt und grundsätzlich wünschenswert bleibt, auch wenn es eventuell kurzfristig nicht erreichbar scheint. Das Anliegen bleibt verpflichtend, auch wenn dessen Erfolg nicht unmittelbar gesichert werden kann. Interessen dagegen hängen mit ihrem berechneten Erfolg zusammen. Den Anliegen kann und soll man treu bleiben, auch wenn der Erfolg auf sich warten lässt oder vorerst ausbleibt. Grundlegende Anliegen sind verbindlich, aber auch verbindend. Wenn es um kirchliche Optionen, um pastorale Anliegen und um die Vision einer Gott verbundenen und menschenfreundlichen Kirche geht, dann handelt es sich nicht mehr nur um partikulare Interessen und kurzfristige Belange einer Teilkirche, die in Bamberg natürlich anders anzugehen sind als in Fribourg. Hier geht es vielmehr um Anliegen, die mit dem Verständnis und mit der glaubwürdigen Praxis von Kirche zu tun haben, und zwar grundsätzlich und fundamental. Im quantitativen Teil der Kirche von Bamberg stehen somit Fragen an, die qualitativ mit der ganzen Kirche selbst zu tun haben. Damit ist auch die Theologie gefragt, nicht im Sinn von Besserwissererei, sondern im Sinne von Loyalität auf dem gemeinsamen Weg, der uns alle verbindet beim Versuch, im persönlichen und gesellschaftlichen Leben die Einheit von Gottes- und Menschenliebe (Karl Rahner) zu wagen.

In diesem Sinn möchte ich hier und heute verstanden werden: in Sorge um gemeinsame Anliegen und dankbar für alle Frauen und Männer in der Kirche, mit denen man diesbezüglich gemeinsam unterwegs sein darf.

2 Kirche im Sparzwang: Fakten, die zu denken geben

Seit Jahrzehnten ist die Rede vom Priestermangel. Seit Jahren spricht man auch vom Jugendmangel, neuerdings vom Gläubigen- und Gemeindemangel usw. Ein neuer Mangel kommt dazu: Finanzmangel. Zwar gab es in der Bundesrepublik Deutschland schon 1993 Kirchensteuereinkünftebrüche. Aber von einer Finanzmisere wollte man dennoch nicht sprechen.¹ Allerdings begann McKinsey mehr und mehr z. T. die Theologen zu ersetzen. Damit sind Managementkonzepte, Organisationsentwicklung, Personalentwicklung und Unternehmensberatung auch im System der empirischen Kirche gelandet. Es waren somit finanz- und personalpolitische Umbrüche und Krisen, die manche Entscheidungsträger der Kirche zum Handeln veranlassten. Der einschlägige Jargon passte sich auch an. Es klingt doch weltläufig und modern von kirchlichem Hauptprodukt, Kerngeschäft, kirchlicher Kundschaft, religiöser Kundenorientierung und Kundenbetreuung, von Kirche als Betriebsgemeinschaft, von Gnaden-Anstalt, Dienstleistungsunternehmen, Servicepastoral und kirchlichem Humankapital usw. zu sprechen.

¹ Vgl. Gerold Gutmann, Finanzmisere bei den deutschen Kirchen, in: *Diakonia* 26, 2/1995, 132-135.

Inzwischen ist die Finanzlage auch für die Kirchen und Bistümer innerhalb weniger Jahre um einiges prekärer geworden. Die Vorgänge im Erzbistum Berlin sind weit über die bundesrepublikanischen Grenzen hinaus registriert worden und tun all jenen weh, denen Kirche am Herzen liegt. – Auch die Kirche von Bamberg steht unter bedrängendem Spar- druck und diesbezüglich in einer enormen Verantwortung. Finanzfragen haben etwas von einem kategorischen Imperativ an sich. Die Kirche hat als institutionelle Verwalterin von Kirchensteuer- und Spendengeldern, von Immobilien, von Anlagekapital als Rücklage und Rentenfonds sowie von festverzinslichen Wertpapieren, Aktien und Beteiligungen auch eventuell schmerzliche Entscheidungen zu treffen. Dies ist eine intellektuelle, fachkundige und spirituelle Herausforderung.

Die Frage ist aber, ob es die Kriterien des Finanzmanagements sind, die in der Kirche primär den Ton angeben. Die folgenden Überlegungen sind als Folie gedacht, vor deren Hintergrund die konkreten Fragen und heißen Eisen bedacht werden sollen.

3 „Sakramentaler“ Umgang mit Geld und Besitz

3.1 Zur Fragestellung: Wellformel Geld auch in der Kirche dominant?

Die finanzielle Ressourcenknappheit ist ein bedrängendes Faktum. Daran ist nicht zu rütteln. Aber dürfen wir uns dann eine Phantasieknappheit leisten? Sind Finanzknappheit und Sparen das Ende der Vision oder der Beginn und Anstoß für Visionen und geistesgewärtige wie geistesgegenwärtige Phantasie?

Soll man innerhalb des Finanzsystems Kirche, das natürlich den staatlichen Rahmenbedingungen angepasst oder eingefügt ist und in der Bundesrepublik zudem das Dienst- und Besoldungsrecht des Öffentlichen Dienstes übernommen hat, formal reagieren, z. B. über die Erhöhung des Hebesatzes, über eine stärkere Selbst-Beteiligung der Gemeinden, über die Verbreiterung der Bemessungsgrundlage für die Kirchensteuer oder durch Beschränkung auf die so genannten Kerndienste der Kirche usw.? Hängt nun alles von finanziellen Ressourcen ab?

3.2 Wirtschaftliche Marktgängigkeit: eine theologische und spirituelle Ressource?

Ist nun Marketing das neue Heil, eine modische Form von opus operatum für die Existenzsicherung von Kirche? Wechselt die bürokratische Institution infolge der finanziellen Verschlankung zu einer betriebswirtschaftlichen Organisation? Ist man auch kirchlich dann auf der Höhe der Zeit, wenn man flexibilisiert, anpasst und wegrationalisiert? Ich sage nicht, dass nicht manches unter Umständen nötig sei. Auch hier gilt: „Prüft alles und behaltet das Gute.“ Aber es ist zu fragen, was das Gute sei, das zu

behalten wäre. Oder geraten wir in und mit der Kirche in eine Gegenabhängigkeit zum Marktverhalten?

Wird dadurch die Kirche als Mysterium bzw. als Sakrament der Ankunft Gottes im Leben der Menschen und als Zeichen für die letzthorizontliche Bestimmung des Menschen zur Disposition gestellt? Importieren wir eine Funktionalisierung von Mensch und Religion, die sich nicht im Sinne eines am Evangelium orientierten Menschenbildes bewähren? Haben Wirtschaft und Marketing womöglich die besseren Rezepte? Ist eventuell die Theologie dabei, ihre Orientierungsaufgabe an beflissenere Ratgeber mit ökonomischer Cleverness abzugeben?

Wenn die Frage nach dem „sakramentalen“ Umgang mit Geld und Besitz gestellt ist, heißt das in der Tat, die empirische Wirklichkeit von Kirche und deren finanzielle Aspekte einmal ernst zu nehmen und nicht in einer spiritualistischen Berührungsangst zu erstarren. Die sakramentale Dimension bedeutet aber zutiefst, nicht bei diesen Fakten stehen zu bleiben, sondern die Realitäten als Orte und Zeichen für die von Gott besorgte Heilsdimension zu verstehen und zu gestalten. Wenn also von Zielvergewisserung, von Effizienz, von Kundenorientierung, von zielführenden Entscheidungen, von Leitbildern und von Kirche als lernender Institution die Rede ist, dann geht es letztlich um die Zeichenhaftigkeit der Kirche für das Handeln Gottes an den Menschen, um ihren sakramentalen Ernstfall als Heilsgemeinschaft, um ihre Glaubwürdigkeit und um die konkreten Schritte einer *ecclesia semper reformanda*. Alles noch so gut gemeinte und auch notwendige Bemühen um die empirische Kirche lebt letztlich von einer Hoffnung, die sie nicht selber produzieren kann sondern geschenkt ist. Kirche dient einer Liebe zwischen Gott und Mensch, vor der die Kirche mit all dem Reichtum ihrer pastoralen und institutionellen Instrumente und mit ihrer Angst und Selbstbeschäftigung auch wieder zurücktreten darf und muss. Das macht die Seele von Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden aus.

3.3 Plädoyer für eine Theologie des Geldes

Von Ambrosius wird das Wort überliefert: „Nichts besitzt die Kirche für sich außer ihren Glauben. Das sind die Einkünfte, das sind die Gewinne, die sie anzubieten hat“ (Ep 18,16). Schöner kann ich es nicht sagen. Kirche ist somit daran zu erkennen, wie sie ans Geld kommt, wie sie es ausgibt und wofür sie es einsetzt. An der „Geldanschauung“ der Kirche (Gotthard Fuchs) kann man ihre Prioritäten, ihre geistige Orientierung und ihr Sorgen-Barometer erkennen, das, was ihr letztlich heilig ist. Worin haben wir also Geld-sensibler zu werden? Gegenüber einer Dämonisierung von Geld und von Macht ist vielmehr so etwas wie eine Theologie des Geldes zu vertreten und zu praktizieren? Vertrauen wir letztlich dem planvoll und finanziell Abgesicherten oder Gott? Wird nur in Bauten, Kirchen aus Steinen, in kostspielige Priesterseminare oder deren Renovation oder in prestigeträchtige Projekte investiert oder auch in Kirche aus Menschen, in mutige Suchbewegungen, in das Wagnis neuer pastoraler We-

ge und neuer Potentiale des seelsorglichen Personals unter den Bedingungen der gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart? Ist das Geld nun Mittel zum Zweck oder der Maßstab für aktuelle kirchliche Entscheidungen? Bestimmen finanzielle Rücksichten die pastoralen Absichten? Soll es der Institution oder dem Menschen gut gehen?

Wie die Kirche mit Geld umgeht, könnte zum zeichenhaften Gegenhorizont für die universale Bedeutung des Geldes in der heutigen Welt werden. In Geld und Besitz fokussiert sich sozusagen das Ganze der gesellschaftlichen Realität. Wir alle sind vermutlich von der pantheistischen Bedeutung des Tauschwertes Geld doch recht massiv geprägt. So stellt sich auch die Frage, für welche Anliegen und für welche Zukunftspotentiale die Kirche ihr Vermögen einsetzt – bei aller sachlichen Gebundenheit finanzieller Verpflichtungen.

Das war der mehr grundsätzliche Horizont, vor dem ich die konkreten Anfragen angesichts des angesprochenen Entscheids im Erzbistum Bamberg angehen möchte. Im Folgenden geht es nicht primär um Fragen der Partizipation in der Kirche, um den entscheidenden Aspekt der ehrenamtlichen Mitarbeit so vieler Frauen und Männer, um die Entwicklung der neuen pastoralen Dienste usw. Das gehört zum Horizont unserer Fragestellung. Aber heute geht es um Anfragen an die jüngsten Vorgänge im Erzbistum Bamberg.

4 Verschlüsselte Botschaft? Warum nur eine bestimmte Berufsgruppe?

Nach meinen Informationen betrifft dieser Entscheid nur die Berufsgruppe der Pastoralreferenten und -referentinnen, nicht die Gemeindereferenten und -referentinnen und die Priester. Aber mittelbar betroffen sind davon alle pastoralen Dienstgruppen und alle jene Leute in den Gemeinden, die auf eine lebensoffene und zukunfts bewirkende Seelsorge hoffen. Und zudem: Bei welcher Berufsgruppe setzt das nächste Mal der Sparhebel an?

Mit den so genannten Volltheologen und -theologinnen im pastoralen Dienst (und das Gleiche ließe sich in etwa auch von den Gemeindereferenten und -referentinnen sagen) ist aber eine bestimmte Gruppe getroffen worden, die ausbildungsmäßig über die gleichen, wenn nicht sogar über zusätzliche Qualifikationen verfügt wie die herkömmlich klassischen Seelsorger, die Priester. Organisationstheoretisch verfügen sie innerhalb des Systems sowohl pastoral wie theologisch über die vergleichbare Professionalität wie die Priester. Auf der Ebene des pastoralen Handelns und der theologischen Kompetenz stellen sie somit Realitäten her; sie geben Impulse und Argumentationshilfen, die dem herkömmlichen von oben nach unten strukturierten System der empirischen Kirche zur ungemütlichen Frage werden. Dieses System ist trotz vieler guter Aspekte ein heute kaum mehr vermittelbares Ausschluss- oder Aussperrungssystem: Den

Gläubigen ist eine echte Mitsprache und den Frauen sowie den verheirateten Männern der Zugang zum priesterlichen Dienst grundsätzlich verwehrt. Aber theologisch und von der ganzen Tradition der Kirche her ist das gegenwärtig zentralistisch gesteuerte Kirchenmodell mit seinen auf den zölibatären Klerus zugeschnittenen Kompetenzstrukturen weiß Gott nicht die einzige Möglichkeit. Die Kirche hat doch in ihren Entscheidungsträgern auf der empirisch-praktischen Ebene eine unbeschränkte Freiheit, das theologisch Mögliche und pastoral Notwendige zu entscheiden – natürlich auf kluge und angemessene Weise und mit einer internen Ungleichzeitigkeit. Aber grundsätzlich haben Papst und Bischöfe in der gegenwärtigen Kirche die Kompetenz dazu. Wer möchte dies theologisch bestreiten?

Vor dem Gebrauch dieser Kompetenz aber schreckt die Kirche scheinbar zurück. Viel Angst und Sorge scheinen die so notwendigen Entscheidungen bzw. deren verantwortungsvolle Diskussion zu kappen. Haben etwa reklerikalisierende Tendenzen in der Kirche darin ihre Ursachen? Sind Bischöfe angemahnt worden, die Kirche wieder im vorkonziliaren Kirchenzuschnitt zur Ordnung zu rufen? Ich will dies nicht behaupten; aber es wirkt so.

Soll also mit dem Einstellungsstopp, der die Pastoralreferenten und -referentinnen zum Auslaufmodell erklärt, genau diesen Trends und systemverändernden Entwicklungen ein Riegel vorgeschoben werden, damit man wieder sozusagen vorkonziliare klare Verhältnisse in der Kirche hat? Der Hinweis auf das Sparen wäre dann aber eine Schutzbehauptung, hinter der sich die Verantwortlichen mit den eigentlichen Motiven verstecken könnten.

Das Ganze erhält m. E. eine Brisanz dadurch, dass sich die Rolle und das Selbstverständnis der Frauen in der Kirche wandeln. Hinzu kommt: Hochqualifizierte Theologinnen definieren das explizite ideelle religiöse Selbstbewusstsein der Kirche nun entscheidend mit. Sie unterstützen Schritte in Richtung einer partizipatorischen Kirche und bereiten damit künftige Sozialformen der Kirche vor. Je mehr sie natürlich die Zumutung einer glaubwürdigen Kirche mit Priestern und anderen Seelsorgern an die Hand nehmen, umso konkreter wird dies mittel- und langfristig Auswirkungen auf das institutionelle Kirchengebäude haben. Je mehr die Frauen in der Kirche erwachen und handeln, umso stärker werden Impulse wirksam werden, die auf eine geschlechtergerechte Kirche drängen. Aber das beunruhigt ein auf eine einsame Spitze hin übersteuertes System, obwohl dieses auf Dauer trotz aller Geburtswehen doch sehr viel gewinnen könnte. Will man also verhindern, dass Frauen durch ihr Engagement und durch ihre pastorale und theologische Professionalität so nahe an die amtliche Struktur der Kirche geraten, weil diese funktionale Nähe und die Handlungs-Kompetenz wie eine Gefahr für das herkömmliche und historisch gewachsene Kirchensystem empfunden werden könnten? Denn Teile des Systems Kirche sind – ich muss es leider so deut-

lich sagen – von einer gegenüber der großartigen Sendung der Kirche geradezu destruktiven Neurose gegenüber der Frau im Kirchenraum besessen. Diesbezüglich heilende Schritte können m. E. nur mit den Frauen erfolgen und mit ihnen zusammen gegangen werden.

Begegnet man somit einem Potential, das durch seine pastorale und theologische Professionalität das historisch gewachsene System der Kirche in signifikanten Teilen gefährden könnte?

Vom System kommen wir nun zum Pastoralkonzept. Die Entscheidung mit der Begründung der Finanzknappheit hat wesentlich mit der Personalstruktur und mit dem Seelsorgekonzept zu tun und letztlich mit pastoralen Prioritäten im Horizont eines Pastoralplanes.

5 Gehen Finanzplan vor Stellenplan und Stellenplan vor Pastoralplan?

5.1 Stellenplan vor Finanzplan!

Eine weitere Frage, die grundsätzlich zur Diskussion drängt, ist das Verhältnis zwischen Finanzplan und Stellenplan und zwar im Rahmen eines Pastoralkonzepts. Grundsätzlich ist dieses Spannungsfeld schon kurz berührt worden. Sind es wirtschaftliche Rücksichten oder finanzpolitische Sparmaßnahmen, die auf dem Rücken des Personals oder einer bestimmten Berufsgruppe ausgetragen werden? Klarere Rollendefinitionen mit Klärung der Berufsbilder für die funktional unterschiedlichen Berufsgruppen der Kirche bzw. die verschiedenen kirchlichen Mitarbeiterbereiche sind nötig. Diese bestimmen die Struktur des Finanzhaushaltes und die Gewichtung der Besoldungsstufen. Vielleicht sind dann für die Zukunft gewisse Berechnungsstufen und Besoldungsansätze zu ändern, um die für die Kirche wichtigen oder unverzichtbar werdenden Dienste und Mitarbeiterkategorien zu sichern, so weit heute dies vorausberechenbar ist. Aber es kann doch nicht angehen, dass Sparmaßnahmen das primäre oder gar alleinige Kriterium sind für Stellenpläne und Stellenkürzungen. Auch der Stellenplan ist keine isolierte und beliebige oder nur finanzierungsabhängige Größe, sondern letztlich vom konkreten Ort und vom Aufgabenfeld der Kirche her zu gewichten. Im Klartext:

5.2 Pastoralplan geht vor Stellenplan (und kirchliches Leben vor Planung)

Beim Pastoralplan z. B. eines Bistums geht es um ein Konzept für kurz-, mittel- und langfristig überlegte Schritte des seelsorglichen und kirchlichen Handelns in der Spannung zwischen Mensch und Gott bzw. zwischen den gesellschaftlichen sowie menschlichen Situationen *und* der Botschaft Jesu von einem Gott, der allen Menschen zum Heil, zum „Leben in Fülle“ (Joh 8,8) werden möchte. In diesem Horizont sind Stellenplan und Personaleinsatz sowie die wirtschaftlichen Kosten und Möglichkeiten zu bedenken. Entscheidend bleibt eine Kirche, die ihre sakramen-

tale Energie Jesus Christus verdankt und in der Treue zu ihm und in seinem Geiste die Gottesfrage in die Menschenfragen sät und die Menschenfragen auf Gott hin öffnet. Gefragt ist eine Kirche, die zur Welt kommt, indem sie sich zuerst zu den Menschen begibt und aus diesen Erfahrungen heraus Antworten zu geben versucht auf die Sehnsüchte und Fragen der Menschen, auf deren Erfahrungen von Glück, Dankbarkeit, aber auch von Angst, Schuld und Sterbenmüssen. Es geht somit um lebendiges Christsein im konkreten Alltag des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens, wo Christsein als persönlicher Lebensgewinn erfahren werden soll. Dem Lebensplan unter dem Auge Gottes dienen alle Pastoralpläne und den Pastoralplänen die Stellenpläne, und den Stellenplänen die Finanzpläne. Alle diese Pläne sind je einzeln für eine Balance entscheidend; aber die Prioritäten sind von der Sendung der Kirche her richtig zu setzen. Durch Sparmaßnahmen allein sind solche Herausforderungen nicht beantwortet und die Probleme nicht bewältigt.

Die primäre Frage wird somit sein, wie und mit wem und unter welchen Bedingungen will Kirche *Communio* verwirklichen, eine Gemeinschaft glaubender Menschen, deren Grundvollzüge Glaube, Hoffnung und Liebe sind: *Martyria*, *Leiturgia* und *Diakonia*. Darüber kann Kirche nicht befinden. Diese Vision ist ihr vorgegeben und aufgetragen.

In diesem Sinn radikalisiert sich die Frage, ob Sparmaßnahmen das Ende von Visionen bedeuten oder gegebenenfalls auch Anstoß und Impuls für Visionen sein können – wenn auch unter geänderten Bedingungen. Erstickt eine finanzielle Pragmatik nicht die pastorale Konzeption?

Fachleute weisen darauf hin, dass hoch organisierte Gesellschaften bzw. die von organisierten Interessen bestimmten Gesellschaftsverbände in Wirtschaft und Staat unter finanziellem Druck dahin tendieren, sich auf Kosten der jeweils Schwächeren zu salvieren, z. B. die Unternehmen auf Kosten der Belegschaft, die organisierte Arbeitnehmerschaft auf Kosten der Arbeitslosen, die Administration einer Universität auf Kosten des Mittelbaus oder gar des Lehrkörpers usw. Im kulturellen oder kirchlichen Bereich meine ich die Gefahr zu erkennen (aber ich kann mich ja auch täuschen), dass man sich in solcher Situation auf die Pragmatik der Stunde und auf die Macht der sie beherrschenden Kräfte, Ängste und Interessen zurückzieht. An unserer Fakultät waren wir in kurzer Zeit zu drastischen Sparmaßnahmen für eine Laufzeit von vier Jahren gezwungen. Was tun? Etwa Leute wegschicken? Wir strichen einfach jene Stellen, die im bestimmten Zeitraum frei wurden, um niemandem wehzutun. Das kann man verstehen. Konzeptionell aber war es indes so ziemlich das Dümme, was wir tun konnten. Wer nur auf die wirtschaftlichen Kosten sieht, übersieht die menschlichen und ideellen Kosten, die entstehen. Das Profil der Fakultät und ein sinnvolles Gleichgewicht der Disziplinen sind verloren gegangen, und Disziplinen wie z. B. Religionspädagogik, die für die Zukunft einer Theologischen Fakultät wichtig sind, verschwanden durch das Paket der Sparmaßnahmen. Und ich frage mich, ob dieser

pragmatische Schachzug mittel- und langfristig nicht die Existenz der Fakultät gefährden könnte. Kurzfristige Sparerfolge können so leidvolle Folgen zeitigen. Sind also Korrekturen nicht vielmehr auf verantwortbare Konzepte hin vorzunehmen? Auf alle Fälle möchte ich uns in der Kirche keinen rein pragmatischen Weg empfehlen, sondern Entscheidungen, die auf der Basis von Analysen an konkreten und belegbaren Anliegen und langfristigen Perspektiven orientiert sind.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob die Kirche sich nicht um ein wichtiges Potential bei den Suchbewegungen für die Zukunft und bei der Spurensuche ihrer pastoralen Aufgaben im gesellschaftlichen Kontext prellt, wenn sie sich mit einem Federstrich von der theologischen und pastoralen Kompetenz der Pastoralreferenten und -referentinnen verabschiedet. Die Seelsorge muss doch weitergehen – auch bei sinkenden Priesterzahlen. Oder soll den verbleibenden Priestern noch mehr aufgesattelt werden?

Denn wenn die Kirche Zukunftskraft entwickeln will, wird sie nicht anders können als die in ihrer Umwelt selbstverständlich gewordene Pluralität und widersprüchliche Vielfältigkeit auch innerkirchlich zu akzeptieren und einzuüben. Dafür aber bedarf sie der pastoralen und theologischen Kompetenz.

Ist nun die Deutung und Bedeutung der Pastoralreferenten und -referentinnen nicht auch in diesem Rahmen zu verorten? Die Kirche muss versuchen, in einer hoch komplizierten Welt pluralitätsfähig und „pluralitätskompatibel“ zu werden. Mit Hilfe dieser neuen theologischen, pastoralen und katechetischen Potentiale ist eine Chance gegeben, den Wirklichkeitsverlust in der Kirche zu korrigieren, um in einer individualisierten (singularisierten) Welt und in einer differenzierten Gesellschaft überhaupt wirksam werden und präsent sein zu können. Das Grundproblem ist doch der durch zentralistische Mono-Strukturen geförderte Realitätsverlust. Durch die Nähe zur Wirklichkeit gewinnt die Kirche die Fähigkeit zur kritischen Zeitgenossenschaft und wird kultur- und kommunikationsfähig mit der heutigen Zeit. Ob nicht auch die Laientheologen und -theologinnen mit ihren theologischen und meist zusätzlichen Kompetenzen aus höchst unterschiedlichen Erfahrungskontexten diese Defizite konstruktiv überwinden und zwischen Kirche und Gesellschaft vermitteln und die kritisch-prophetische Präsenz der Kirche differenzieren helfen können? Sie bringen doch Voraussetzungen mit, um zwischen gesellschaftlichen Fragen und kirchlicher Diskussion zu dolmetschen und an den Nahtstellen von Kirche und Welt einen Transfer zu ermöglichen bzw. die „pontifikale“ Funktion von Transmissionsriemen wahrzunehmen. Die Kirche wird auch durch diese Potentiale intern aufgebrochen und pluralistisch. Wir lernen dadurch, über den Kirchturm hinauszuschauen. In diesem Rahmen sind die so genannten Laientheologen und -theologinnen auch im pastoralen Wirken der Kirche eine der unverzichtbaren Voraussetzungen, um die innerkirchliche Pluralisierung sichtbar und möglich zu

machen und neue pastorale Wege in die Zukunft auszukundschaften. Mit dem Entscheid der Bistumsleitung stehen die ekklesialen Fragen um ein Pastoralkonzept an. Welche Kirche wollen wir?

6 **Communio als transparente Kommunikation – auch in Finanzfragen?**

Der Entschluss der Diözesanleitung hat viele Leute an der diözesanen Basis und die Betroffenen wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Es war also ein einsamer Vorgang, ohne Klärung von Härtefällen, ohne Rücksprache und ohne Beratung mit den einschlägigen Räten oder Vertretungen. Demgegenüber haben aber solche Entscheidungen auch dem Selbstverständnis von Kirche als Communio zu entsprechen. Ist man mit solchen Entscheidungsprozeduren nicht auch hinter die Vision des II. Vatikanischen Konzils von Kirche als Communio und als Volk Gottes zurückgefallen? Die Kirchenbilder des letzten Konzils sind noch nicht in das kirchliche Finanzsystem umgesetzt worden. Was bedeutet es z. B. für die kirchliche Communio, wenn die Kirchensteuer an eine zentrale Stelle abgeliefert wird, der gegenüber die Gemeinden und pastoral aktiven Gruppen wie existenzabhängige Bittsteller erscheinen und die Seelsorger und Seelsorgerinnen als die Kirchenangestellten einer bischöflichen Finanzkammer?² Nicht, dass ich prinzipiell gegen das Kirchensteuer-System wäre. Aber kirchliche Behörden und die Vertreter der Hierarchie haben sich auch in diesen Fragen mit den Gläubigen ins Benehmen zu setzen. Die Kirche definiert sich auch über die Art und Weise des Umgangs mit Finanzen und über die Kriterien, die sie dabei anwendet. Johannes Hoffmann schrieb vor Jahren: „Insofern gilt für die Kirche als Institution, sie muss sich in ihrem Finanzgebaren gegenüber den Gebern und deren Verantwortung für die Bezeugung des Evangeliums durch ihr gespendetes Geld öffnen und – etwa wie Paulus – rückmelden, dass die Spenden bei den Empfängern als Zeugnis für den gütigen und alle Menschen liebenden Gott angekommen sind und darüber Dank und Lobpreis Gott gegenüber hervorgerufen haben“.³ Das ist ohne Zweifel ein hoher Anspruch angesichts unserer alltäglichen Realität.

Aber es wird deutlich, dass die institutionelle Kirche bei diesbezüglichen Entscheidungen kein verschlossenes Kabinett ist, sondern sich als Argumentationsgemeinschaft zu erweisen hat, die sich an ihrer Sendung orientiert. Ich frage mich nun, wenn die Bistumsleitung sich dafür in den Dienst gestellt hätte, über diese heißen Eisen mit den unmittelbar und mittelbar Betroffenen zu sprechen und dafür in einem Prozess der Beratung, der Argumentation und des Suchens die Mitbeteiligung und Mitsprache der Betroffenen in Anspruch genommen hätte, ob das Ergebnis nicht tragbarer, loyaler und für alle viel besser ausgefallen wäre. Es hätte

² Vgl. Wilhelm Zauner, Religion und Geld, in: *Diakonia* 26 (1995), 78.

³ Johannes Hoffmann, Das Mammondilemma des Sozialstaates und die Involviertheit der Kirche, in: *Diakonia* 26 (1995), 101.

einen Gewinn an Argumentation, an Phantasie und an Lösungsmodellen wie z. B. Teilzeitregelungen erbringen können, der vorerst verschwendet erscheint. Vor allem aber hätte es eine solidarische Bereitschaft für alternative Wege und eine Verständnis- und Verständigungswilligkeit auslösen können, die dem Bistum geistige und geistliche Ressourcen eröffnet hätten. Vor allem wäre aber nicht Vertrauen und gegenseitiges Zutrauen verspielt und enttäuscht, sondern Treue und Verlässlichkeit gerettet und vertieft worden. Welche geistlichen Gewinne hätten reifen können – trotz finanzieller Sorgen.

Aber so kann Kirchendistanz bei den pastoral, katechetisch und theologisch kompetenten Leuten ausgelöst werden, weil die Kirche in einem obrigkeitlichen Gehabe Entscheidungen gegen eine Berufsgruppe trifft, als wäre sie nur eine zugeknöpfte Behörde oder abgestumpfte Institution. „Wach auf, du kalte Kirche“, haben einmal Jugendliche an eine Berner Kirche gesprayed. – Mit großem Interesse habe ich das Bamberger Pastoralgespräch „Gemeinsam den Aufbruch wagen“ verfolgt. Für mich war es ein Weg in Richtung einer synodalen bzw. partizipatorischen Kirche mit Respekt für die Vielfalt des kirchlichen Lebens in den Gemeinden. Was haben die vielen Gremien und Pfarrgemeinderäte alles investiert, ganz im Sinne der Grußbotschaft von Papst Paul VI. zum Bamberger Katholikentag 1966: „Seid euch bewußt, daß das, was den Gemeinschaftscharakter des Volkes Gottes verletzt, außerhalb der Linie dessen steht, was das Konzil zur Erneuerung der Kirche vorgezeichnet hat.“ Sind nun die Beschlüsse des Diözesanforums Makulatur geworden? War das Pastoralgespräch nur Sandkastenspiel? Wie geht man mit Laien um?

Ich will nicht behaupten, dass alle diese Vorgänge sehr bewusst in allen Aspekten und absichtlich erfolgt sind. Vielleicht geschieht manches sozusagen unbewusst, wie unter einem Schock. Aber gerade das wäre verräterisch. Was verbirgt sich an verschlüsselten oder offenen und verborgenen Botschaften hinter solchen Aktionen? Sind die Pastoralreferenten und -referentinnen vielleicht noch gar nicht als charismatischer und produktiver Vorgang in und für die Kirche wahrgenommen und nur notgedrungen akzeptiert worden? Sind sie Notlösung und Überwinterungspotential, dessen man sich bei günstiger Situation zu entledigen trachtet? Dann aber sind auch andere Berufsgruppen gefährdet.

In solcher Situation muss man indessen um den Widerstand im psychosozialen Bereich wissen. Sonst führt dies zu Blockaden, zu Zweifel, Ärger, Angst und Wut. In solcher Sachlage geht es erst recht nur über den hochsensiblen und weiß Gott nicht leichten Weg der transparenten Kommunikation und der Diskussion über klare Handlungsperspektiven: Stellenplan vor Finanzplan, Pastoralplan vor Stellenplan und die Vision eines kirchlichen Lebensplans vor Pastoralplan. All dies bedarf der spirituellen Perspektiven. „Fehlen die Spiritualität und die pastorale Perspektive, dann verstellen die roten Zahlen den Blick, die Dynamik der krisenhaften

Situation nimmt zu, man gerät in ihren Sog und verliert die Ausrichtung und sich selbst darin, was jeweils Folgen hat“.⁴

Eine Spiritualität, die mit den Zumutungen der Zeit und des Glaubens an und in der Kirche umzugehen bemüht ist, kann zur Kraftressource und zum Hoffnungsimpuls führen, in turbulenten Phasen und bei ratloser Betroffenheit doch neue Spuren und gangbare Wege auszukundschaften und womöglich zu finden. Es wäre indessen nötig, dass sich keines der verantwortlichen Gremien und keine der betroffenen Gruppierungen aus dem gemeinsamen Beten, Ringen, Gespräch und Streit im guten Sinn des Wortes ausgeladen oder übergangen sieht. Ist in diesem Zusammenhang das Engagement der Studierenden (STIL), die sich nicht trotzig oder schmolend zurückgezogen haben sondern sich nachhaltig einbringen, nicht von beispielhafter Bedeutung und der Anerkennung wert? Sie suchen den Dialog zwischen kirchlichen Entscheidungsträgern, Betroffenen, Hauptamtlichen im Kirchendienst und den Gläubigen in den Gemeinden. Es kann sich etwas verändern. Es braucht aber Durchhaltekraft, wenn sich die Zeit so hinzieht.

Im Erzbistum ist eine vitale Diskussion aufgebrochen. Warum stellt sich die Bistumsleitung nicht an die Spitze dieser Bewegung? Es könnte eine Ermutigung und ein Gewinn für viele bedeuten.

7 Der Kirche nicht auf den Leim gehen

7.1 Solidarität mit den Menschen in Not?

Man kann wohl nur ahnen, welchen Ärger, welche Wut, aber auch welche Kränkung solche Entscheide und die Art und Weise, wie ohne Kommunikation mit den Betroffenen entschieden worden ist, auslösen. Gerade wer in sich die Lust und Freude am pastoralen Dienst der Kirche spürt und die Berufung zum kirchlichen Dienst, muss traurig sein, wenn solcher Berufung kein Ruf durch die Kirche erfolgt.

Im kirchlichen Bereich werden damit soziale Probleme sichtbar, wie sie sich für viele Menschen als sozusagen selbstverständliche Zumutungen des Lebens ausnehmen. Dabei ist zu denken an die Arbeitslosen und an all jene, die sich durch keinen Sozialplan abgesichert erleben. Das könnte zu einer Vergewisserung führen, ob wir alle im kirchlichen, pastoralen, religionspädagogischen und theologischen Dienst solidarisch mit den Menschen in sozialer und menschlicher Not sind. Könnten solche zugegebenermaßen sehr schmerzlichen Prozesse die Aufmerksamkeit für andere stärken und die Phantasie für helfende und solidarische Schritte sowie für Solidaritätsstrukturen anregen helfen? Könnte dahinter ein prophetischer Ruf verborgen sein, dass wir uns alle noch unmittelbarer von den Fragen, Sorgen und Ängsten der Menschen erreichen lassen und

⁴ Hildegard Wustmans, Ressource Leitungsverantwortung, in: Diakonia 34 (2003) 328.

damit etwas aufgreifen und zum eigenen Anliegen werden lassen, was zu einer entschiedeneren diakonischen Kirche reifen möchte?

7.2 Treue zur christlichen Dimension von Kirche – trotz ihrer irdischen „Knechtsgestalt“

Die noch sehr junge Geschichte der so genannten Lientheologen und -theologinnen im religionspädagogischen und pastoralen Dienst der Kirche sowie die Geschichte der früheren Seelsorgehelferinnen und der heutigen Gemeindeferenten und -referentinnen und weiterer kirchlicher Berufsgruppen sind für diese selbst wie für die konkrete Kirche bzw. die Verantwortlichen in der Kirche ein Such- und Lernprozess. Ich bin überzeugt, dass die Kirche durch diese neuen professionellen Potentiale – ohne sich dessen ganz bewusst zu sein – sehr viel für ihre eigene Zukunft vorbereitet und sich schon angeeignet hat. Erst in späteren Jahrzehnten wird man diese Pluralisierung ihres theologischen, seelsorglichen und katechetischen Dienstes analysieren und als prospektiv zu würdigen wissen. Man wird auch erkennen, wie unter den vielen Frauen und Männern dieser Pionier- und Lernphasen großartige Menschen der Kirche geschenkt worden sind, die in menschlich überzeugender Weise und beruflich kompetent aus innerer Berufung heraus und mit religiöser Tiefe sich selbst dem Dienst der Kirche hingegeben haben – natürlich mit vielen Priestern und Ordensleuten zusammen. Das Grundproblem liegt darin, dass auf der Ebene des Bewusstseins und der Kirchenbilder sowie auf der Ebene des Handelns – im Sinn des letzten Konzils – all diese Leute aktiv das kirchliche Leben mittragen und mitbestimmen. Aber strukturell bzw. institutionell verharrt die empirische Kirche noch immer im zentralistischen und auf den Klerus zentrierten System. Dies muss notgedrungen zu Krisen und Atembeschwerden führen. Und wo die Entscheidungsträger der Kirche diese Realitäten und die Wirklichkeit nicht wahrnehmen, verfällt die Kirche in eine Art Dauer-Koma – und merkt dies nicht einmal. Umso größer aber die Schmerzen für all jene, die dies sehen oder z. T. unmittelbare Opfer solcher unausgetragenen Spannungsherde werden.

In dieser Situation ist Ihnen und uns allen zu wünschen, der Kirche nicht auf den Leim zu gehen. Damit ist gemeint, der christlichen Dimension von Kirche, dem, was die Kirche auch wieder so wertvoll und liebenswert macht, treu zu bleiben versuchen trotz all der Enttäuschungen, die sich ereignen mögen. Sonst reagieren wir nur auf Fakten, die andere geschaffen haben und auf äußere Situationen, ohne dass wir ihnen gegenüber eine persönliche Freiheit gewinnen und von der eigenen subjektiven Mitte und Berufung heraus handeln und uns verhalten. Sonst bleiben wir reaktiv und ermüden schnell, statt aktiv von den eigenen Ressourcen und Reserven her zu handeln. Dann gewinnt man eher den so notwendigen langen Atem. Nur so können Berufungen reifen, die ihre konkrete Gestalt und Sozialform erst noch erproben und erdauern müssen.

Entscheidend bleibt eine Kirche, die ihre sakramentale Energie Jesus Christus verdankt und in der Treue zu ihm bzw. in seinem Geiste die Ein-

heit von Gottesliebe und Menschenliebe sucht und wagt sowie die Gottesfrage in die Menschenfragen sät bzw. die Menschenfragen in die Gottesfrage. Entscheidend bleibt eine Kirche, die zur Welt kommt, indem sie sich zuerst zu den Menschen begibt und erst dann den Menschen mit ihren Sehnsüchten, Sorgen, Ängsten und Fragen um Glück, gelingendes Leben, um Religion und Sinn des Lebens, um Schuld, um Sexualität und glückende Beziehungen Antwort gibt. Der Dienst der Kirche ist gerade in einer Zeit wichtig, in der viele Menschen den Himmel der Hoffnung verschlossen glauben und an der reinen Diesseitigkeits-Verdichtung ihres Lebens geistig und seelisch zu ersticken drohen und nach mehr als Konsum, Rentabilität und Verwertbarkeit suchen.

Der Kirche sind Umbrüche zugemutet mit all den schmerzlichen Abbrüchen und befreienden Aufbrüchen. Sich diesen Aufbrüchen dienstbar zu zeigen, darin liegt für die Frauen und Männer mit theologischer, pastoraler und religionspädagogischer Kompetenz die Herausforderung. Dabei sind sie nicht allein; denn viele Kleriker und viele Mitchristen und -christinnen gehen mit, lassen nicht alleine und wollen nicht alleingelassen sein. Die Bedeutung des Phänomens Laientheologen und -theologinnen könnte künftig gerade darin erblickt werden, dass sie mit anderen zusammen Impulsträger und -trägerinnen sind für eine Kirche, die sich lebensnäher auf die Menschen und ihre Welt einzulassen wagte und die die Einheit von Gottes- und Menschenliebe leidenschaftlich zu leben suchte und die ihre internen großen Ängste langsam zu überwinden begann. Das Problem unterwegs ist nur, dass der Weg dahin für manche zu lange dauern könnte und viele seelische Ressourcen verschleudert werden, dass es unterwegs der „Opfer“ enttäuschter Hoffnungen zu viele werden könnten.

Aber neue Wege und Reformen in der Kirche haben sich in der Regel nicht dann durchgesetzt, wenn man deren Einlösung von anderen oder von den Amtsträgern eingefordert hat, sondern wenn man selber versuchte, wagte und tat, was man zu Recht von den anderen verlangte, wenn man selber zur Brücke in die erhoffte Zukunft wurde. So stehen nicht nur die Kirchen-Verantwortlichen im Prüfstand ihrer pastoralen Gewissenhaftigkeit sondern auch die Frauen und Männer in den neuen pastoralen Diensten.

Heute ging es nicht um eine Theorie über die grundsätzliche Deutung und praktische Bedeutung der neuen pastoralen Dienste, sondern um den Versuch einer spirituellen Rechenschaft angesichts von Entscheidungen, die eine ganz bestimmte Berufsgruppe aus dem pastoralen Dienst entlassen wollen. Erlauben Sie mir zum Schluss einen „optionalen“ Tagtraum zu erzählen, einen Tagtraum davon, was eine spätere Kirchengeschichtsschreibung u. a. einmal schreiben könnte:

Als die Kirche gegen Ende des 20. Jahrhunderts sich aus ihrer klerikalen Mono-Struktur, die über Jahrhunderte hinweg sinnvoll gewesen sein mag,

befreien und mit viel Widerständen in einer hoch differenzierten Gesellschaft und in einer komplizierten Welt ihren Weg suchen musste, war ihr mit vielen anderen Frauen und Männern auch das „Potential“ geschenkt, das damals mit dem seltsamen Wort „Laientheologen“ umschrieben worden ist. Sie haben, bei allen äußerst schmerzlichen Prozessen der Wegsuche und Irritation und obwohl es viele Opfer kostete, wesentlich dazu beigetragen, dass die Kirche in ihrem Dienst an den Menschen damals insgesamt pluralitätsfähiger und mystischer geworden ist und dadurch erst ihre praktische Zukunftskraft entwickeln konnte. Zwar hat es – aufgrund vieler psychologischer Barrieren, kirchenrechtlicher Bestimmungen und Widerstände und wegen konzeptioneller Unsicherheiten und brüskierender Entscheidungen von einzelnen Kirchenleitungen gegen die neuen Seelsorger und Seelsorgerinnen – lange gebraucht, um ihnen den zukommenden Ort zuzulassen und die Vielfalt der kirchlichen Dienste und Ämter in den Gemeinden angemessen zu gestalten sowie differenzierter einander zuzuordnen. Die Kirche musste im eigenen Bereich Abbrüche und Krisen erleiden, was damals in der sich postmodern bezeichnenden pluralistischen Welt mit Chaos-Theorie umschrieben wurde, weil sie sich allzu lange an verfestigten Kirchenordnungen festklammerte und sich allzu sehr mit ihren internen Problemen befasste. Gott sei Dank, dass aber viele tapfere Frauen und Männer zusammen mit wachen Geistlichen langen Atem an den Tag legten, so dass die Kirche kommunikationsfähiger und dadurch mit den Fragen und Nöten der Menschen solidarischer und für die Herausforderungen der Zeit offener und aufgeschlossener geworden ist. Die Frauen und Männer mit theologischer, pastoraler und religionspädagogischer Kompetenz haben damals in pionierhafter Weise Schubkraft in diese Kirchengesellschaft bewirkt. Ihnen gebührt Anerkennung und Dankbarkeit. Sie bildeten – mit vielen anderen Kräften zusammen – einen unverzichtbaren Verstärker der Ekklesiogenese ins 21. Jahrhundert hinein, denn sie haben etwas bewährt und erdauert, was von der Kirche institutionell erst viel später eingeholt und als geistlicher Vorgang bzw. als Pädagogik Gottes anerkannt wurde.

Auch wenn wir heute alles – sogar beim besten Willen – versucht haben, werden wir die Erfahrung machen, dass wir vieles schuldig bleiben. Wir werden dann begreifen dürfen, dass Kirche nicht zu machen und damit letztlich nicht von uns zu retten ist. Sonst wiederholten wir wohl den alten Fehler, uns so zwischen Gott und die Menschen zu stellen, als müssten wir das Heil selber garantieren. Aber Kirche dient doch letztlich einer Liebe, die sie nicht selber erfüllt. Sie bleibt zwar eine Institution von Menschen mit vielen menschlichen Wunden, aber auch eine Gemeinschaft aus vielen menschlichen Wundern, die dankbar werden lassen und für die Zukunft der Kirche Hoffnung schenken.